

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der Illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk.; für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

Redaktion: Tauhaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 12693.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6 gespaltene Zeilen oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Str. 19/21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Wegen Veröffentlichung des Bülow'schen Briefwechsels mit dem Flottenverein durch den Bayerischen Kurier leitete die Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen schweren Diebstahls ein.

Der württembergische Landtag wurde gestern mit einer Thronrede eröffnet.

Die Zahl der ausgesperrten Holzarbeiter in Berlin hat sich auf 8200 erhöht.

Die schwedische Regierung verweigerte die Auslieferung des Genossen Tschernial an Rußland.

Die Illusion von der Niederlage.

Leipzig, 8. Februar.

Nachdem wir gestern den Bankrott von Sieg gekennzeichnet haben, den der Gottentottentod über die Sozialdemokratie davongetragen haben will, möchten wir heute einige Worte der Kritik der Illusion von der Niederlage widmen, die unsere Partei erlitten haben soll. Man kann darüber das erbaulichste Zeugnis in der Gottentottentodpresse lesen, beispielsweise in der Frankfurter Zeitung, die also orakelt:

Das wichtigste ist die Illusion von der Sozialdemokratie, zwar nicht nur wegen der kleinen Gewinne, welche daraus die andern Parteien gezogen haben, und nicht nur, weil damit die Möglichkeit einer Mehrheit aus Zentrum und Sozialdemokratie beseitigt ist, sondern was viel wichtiger ist, weil sich gezeigt hat: die Sozialdemokratie ist mit dem Stimmzettel des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts zu überwinden. Diese Erkenntnis wiegt mehr als Mandatsergebnis, sie wird und muß ihre Wirkung üben auf die bürgerlichen Parteien, die bisher unter dem Banne des falschen Glaubens von Unaufhaltsamkeit der Sozialdemokratie in ihrer Taktik und ihrer inneren Verärgelung gestanden haben. Sie wird und muß auf den Kaiser wirken, der gestern nacht freudig an der patriotisch demonstrierenden Menge gesprochen hat. Sie wird auf andre wichtige Faktoren und auf Parteien wirken, die bisher weniger öffentlich als im stillen den Gedanken gehegt haben, daß schließlich doch nur eine Aenderung des Wahlrechts als letztes Hilfsmittel übrig bleiben würde. Und sie wird schließlich auf die Sozialdemokratie selbst wirken, deren naiver Glaube an ihre Unüberwindlichkeit gestört worden ist. In diesem Sinne kann und wird hoffentlich dieses Ergebnis der Wahl zu einem Wendepunkt unserer politischen Entwicklung werden.

Wir müssen dahingestellt sein lassen, ob die Tintenfüllis Löb Sonnemanns, die ganz außer Rand und Band sind,

seitdem ein unglaublicher Studdelmuddel der besitzenden Klassen in Frankfurt a. M. einen aus ihrer Mitte in den Reichstag gewählt und dem politischen Nachtwächter Dingelstedt noch im Grabe bestätigt hat, was er einst von Frankfurt sang:

Wahrlich, hier kann wieder gelten
Jenes' Afrikaners Schellen:
Keines Rest, wenn nur zu Stunden
Sich ein Käufer eingefunden —

Also wir müssen dahingestellt sein lassen, ob die Gelehrten der Frankfurter Zeitung in der Seele des Kaisers und der Scharfmacher richtig lesen; insoweit mögen sie eine Kompetenz besitzen, die wir ihnen so wenig bestreiten wie beneiden. Aber wenn sie „in diesem Sinne“, das heißt in ihrem Sinne, im Sinne der politischen Feigheit und Märgelhaftigkeit, eine Rückwirkung der Wahlen auf die Sozialdemokratie prophezeien, so ist das ungefähr ebenso geistreich, als wenn ein Gottentode eine Kritik über Hegels Phanomenologie veröffentlichen wollte. Sie verstehen davon wirklich nichts.

Die einzige Wirkung, die der 25. Januar und der 5. Februar auf die deutsche Sozialdemokratie ausüben wird, kann und wird die Konzentrierung ihrer Kräfte sein, um desto eifriger und rüstiger auf den Weg fortzuschreiten, die ihr die Beschlüsse der Parteitage von Dresden und Jena vorgezeichnet haben. Nur liberale oder gar „demokratische“ Geldherzen können sich einbilden, eine Arbeiterpartei gebe wohlwogene Beschlüsse preis, sobald sie auf ihrem Wege irgendeinem Hindernis begegne. Vor dieser Sorte „Staatsmännerei“ ist die deutsche kapitalistische Gesellschaft nicht zum Späße den Krieg auf Leben und Tod, und sie ist nicht unbillig genug, von der kapitalistischen Gesellschaft eine spähhafte Auffassung ihrer Kriegserklärung zu beanspruchen.

Ein weltgeschichtliches Ereignis, wie der Emanzipationskampf des modernen Proletariats, kann sich nicht wie ein gemütlicher Spaziergang nach Syrakus vollziehen. Wir sind sicher, daß sich unter den 3/4 Millionen sozialdemokratischen Wähler nicht vierthalb Tente befinden, die sich einer so harmlos-idyllischen Auffassung hingeben. Allerdings die Mehrheit dieser winzigen Minderheit hat sich in der neuesten Nummer der sozialistischen Monatshefte hören lassen, in dem bekannten Untertone, der immer gleichmäßig erschallt, mag der Partei zustößen was da will, und der in seinem erhaben-eintönigen Ciapopocia sich wirkungsvoll abhebt von dem vielstimmigen Jubelkonzert, das er in der kapitalistischen Presse auslöst. Sieht man also von diesen vierthalb Ausnahmen ab, die einfach die Regel bestätigen, so hat sich kein Mensch in der Sozialdemokratie eingebildet, sie werde in aller Gemütslichkeit auf den Wegen des bürgerlichen Parlamentarismus die „Sympathie“ auch der besitzenden Klassen erwerben und eines

schönen Morgens in aller Beschaulichkeit in den Hafen der sozialistischen Gesellschaft gleiten.

Was wir am 25. Januar und am 5. Februar erlebt haben, das mußte einmal kommen, früher oder später, und wenn wir einen Rechenfehler begangen haben, so ist es nur der, daß wir diese sogenannte „Katastrophe“ erst für spätere Zeit erwarteten, das heißt mit andern Worten, daß wir die Furcht und den Haß, den unsere Propaganda den herrschenden Klassen der kapitalistischen Gesellschaft einflößt, und damit unsere eigenen Erfolge unterschätzt haben. Kommen mußte einmal, wie gesagt, dies besinnungslose, die verschiedensten Elemente zu einer reaktionären Masse aufschmelzende Vorkorkeln der kapitalistischen Gesellschaft auf die geschlossenen Reihen des Arbeiterheeres, und wenn dieses Vorkorkeln schon im Jahre 1907 erfolgt ist, statt im Jahre 1912 oder 1917, so ist das keine beklagenswerte Verlängerung, sondern eine dankenswerte Verkürzung des proletarischen Emanzipationskampfes.

Und was ist mit diesem Vorkorkeln nun eigentlich erreicht worden? Nicht mehr und nicht weniger, als daß — wie es einer unserer „besiegten“ Reichstagskandidaten sehr kurz und treffend gesagt hat — eine Anzahl Offiziere vor der Front erschossen worden sind. Und glücklicherweise nur bildlich erschossen, denn tatsächlich kämpften die drei Duzend Toten nun wieder als einfache Soldaten in Reich und Glied mit, wo sie unter Umständen noch mehr nützen, wie vor der Front. Denn was wir im Reichstage zu suchen haben, läßt sich von vierzig Männern ebenso gut besorgen, wie von achtzig. Wären unsere Gegner nun so spannenweit über ihre Nase zu sehen, so würden sie längst erkannt haben, daß sie mit dem einzigen Erfolge, den sie über uns etwa noch erringen können und in dem eben verfloffenen Wahlkampfe bis zu einem gewissen Grade erringen haben, geradezu politischen Selbstmord treiben. Hätten sie der Sozialdemokratie 36 neue Mandate verschafft, so würden sie ihr zwar auch keine Niederlage beigebracht haben — denn das liegt überhaupt außerhalb ihrer Macht —, aber sie würden ihr größere Schwierigkeiten bereitet haben, als jetzt, wo sie ihr 36 Mandate abgejagt haben.

Doch das mag für die Wiederwähler vom Schlage der Frankfurter Zeitung zu hoch sein. Eingespinnen in die kurzfristige Augenblickspolitik, glauben sie allen Ernstes an eine liberale Weltwende, wenn die Deutsche Volkspartei zu der erschütternden Zahl von sechs Mandaten noch den erschütternden Zuwachs von gerade einem Mandat gewinnt. Aber über die Sozialdemokratie sollten sie doch nicht ganz so törichtes Zeug in die Welt setzen, zumal ihnen ein Vergleich, den Lassalle schon vor mehr als vierzig Jahren gezogen hat, die richtigen Gesichtspunkte weist.

Auf die Sozialdemokratie macht ihre sogenannte Niederlage keinen andern Eindruck, als etwa das Springen einer

Seuilleton.

Hans im Glück.

Roman von Henrik Pontoppidan.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

110]

Nachdruck verboten.

XVIII.

Als Hans am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich nicht wohl. Er schlief immer unruhig und hatte in der Nacht die Decken abgeworfen, so daß er gefroren hatte.

Indem er sich im Bett aufrichtete, jagte ihm ein schmerzlicher Stich durch die Brust, und gleichzeitig durchzuckte eine Angst die Seele. Den Schmerz kannte er. Es war derselbe, der ihn ein paarmal auf seiner Reise beunruhigt hatte, das letztemal in Wien nach den anstrengenden Bootfahrten durch das Donaudelta. Infolge von Mithtrauen zu den ausländischen Ärzten und wohl auch aus einer gewissen Scheu, die Wahrheit zu hören, die ans Tageslicht kommen konnte, hatte er sich bisher nicht untersuchen lassen. Aber jetzt sollte Ernst daraus werden. Er schellte dem Zimmermädchen und ließ einen der bekanntesten Hospital-Oberärzte rufen.

Es verging einige Zeit, ehe der Arzt kam. In seiner Einsamkeit hatte er Ruhe genug, sich in die Vorstellung hineinzuphantasieren, daß diese sich wiederholenden und mit jedem Male heftiger auftretenden Schmerzanfalle die Vorboten des Todes sein könnten.

Schon jetzt sterben? Mit vierundzwanzig Jahren! Wo sein Lebenswerk noch nicht ausgeführt, ja nicht einmal begonnen war! Es würde ganz sinnlos, vollkommen unlogisch sein —, wie es ja das Leben überhaupt war!

Ja, der Standpunkt lag lange hinter ihm, wo er übermüht auf seine Gesundheit losstürzte und dem Tode

trohte in der Einbildung, daß ihn das Leben nicht entbehren könne, daß seine Fähigkeiten und Kräfte notwendig seien zu der Aufrechterhaltung und Entwicklung seines Vaterlandes. Jetzt wußte er, daß die Natur reich genug war, um verschwendet sein zu können, daß noch größere Fähigkeiten ins Grab gegangen waren, ohne sich entfalten zu können. Der Knochenmann hat nicht um Erlaubnis. Wie die Sonne die Gerechten und Ungerechten beschien, so griff er, der Mann der Finsternis mit den leeren Augenhöhlen, blindlings zwischen Berufene und Unberufene hinein, ohne die geringste Rücksicht auf die Wirkung zu nehmen.

Das Grauen, das er früher bei dem Gedanken an die Vernichtung empfunden hatte, war nicht mehr so stark bei ihm. Wie er so da lag in dem großen Prachtbett unter einer farbenstrahlenden, seidenden Decke, und sich auf die Verflüchtigung seines Todesurteils vorbereitete, war er verhältnismäßig ruhig und gefaßt. Selbst wenn er keine Schmerzen hatte, gab es Augenblicke, wo er sich in seiner Müdigkeit fast auslöschte mit dem Gedanken, von dannen zu gehen und von den zwecklosen Beschwerden des Lebens befreit zu werden. Der Wagenlärm, der von dem Marktplatz draußen heraufdrang, das Klingeln der Straßenbahn, der Gedanke an die bevorstehenden neuen Verhandlungen mit törichtem und frechen Geldspekulanten — das alles erfüllte ihn in diesen Augenblicken mit unsagbarem Abscheu.

Allmählich, je länger sich die Wartezeit ausdehnte, wurde es ihm doch schwerer, das Unbehagen zu verschaukeln. Ein erdrückendes Gefühl der Verlassenheit überkam ihn und trieb ihm den kalten Schweiß aus dem Körper. Sich vorzustellen, daß er jetzt hier lag und starb, ohne einen Menschen um sich zu haben.

Um seine Gedanken zu zerstreuen, wollte er anfangen zu lesen. Er hatte am vorhergehenden Tage die Bücher ausgepackt, die er von seiner Reise mitgebracht hatte, hauptsächlich große, kostbare technische Werke, aber auch

die Sammlung von Schriften mehr allgemein bildender Art, die er während des langen Winteraufenthalts in Dreßd angeschlossen und später in Rom vermehrt hatte.

Er wählte unter diesen letzten eine Musterausgabe von griechischen und lateinischen philosophischen Schriftstellern, in deutscher Uebersetzung, ein Buch, das ihm einmal unter ähnlichen Verhältnissen zum Trost gereicht hatte.

Er war jedoch noch nicht weit mit der Lektüre gediehen, als der Arzt kam. Er war ein kleiner, graubärtiger, Mann, der sich, ohne viele Worte zu machen, auf einen Stuhl am Bett niederließ. Zuerst hielt er ein förmliches Verhör ab, worauf er mit offenbarem Mißtrauen an die eigentliche Untersuchung ging. Nachdem er ihm die Brust und den Rücken abgeklopft hatte, sagte er:

„Meinen Sie, daß etwas mit den Lungen los sein soll? Das glaube ich nun gar nicht. Das sind ja wahre Blasenbälge... Wo fühlen Sie die Schmerzen hauptsächlich?“

Hans zeigte auf eine Stelle auf der rechten Seite des Körpers, ungefähr bei der untersten Rippe.

„Ist es da? Ja, aber vorher sagten Sie doch, es sei mehr hier, auf der linken Seite.“

„Ja, der Schmerz wechselt.“

„Sinn — ja! tut es sehr weh, wenn ich — so — drauf drücke?“

„Nein, das kann ich nicht sagen.“

„Sie fühlen nichts Besonderes?“

„Nein.“

„Vielleicht haben Sie gar keine weiteren Schmerzen mehr?“

Hans mußte zugeben, daß das qualvolle, zusammenschürende Gefühl in der Brust und der Bauchgegend jetzt fast verschwunden war. Jetzt konnte er wieder tief atmen, ohne daß er Stiche dabei empfand.

Der Doktor sagte nichts, fing aber an, auch den Unterleib und die Beine zu untersuchen.

„Mit Ihren Lungen ist, weiß Gott, nichts im Wege,“ wiederholte er, als er fertig war. „Wünschen Sie sich